

Impressum

Verlag Kessel, Eifelweg 37, 53424 Remagen-Oberwinter

Homepage: www.VerlagKessel.de

Tel.: 0049-2228-493, Fax: 0049-1212-512382426, E-Mail: nkessel@web.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 3-935638-84-1

Josef H. Reichholf

Waldzeiten

森の推移

Gedichte

Miki Sakamoto

阪本 美紀

Verlag Kessel

兆し

鬱陶しい暑さに
自然までも膨れ上がり
雷の先触れがする

其の中で黄や茶色*の蝶々が
風に乗って飛び交い
あちこちに自分の眼を促し
驚きと悦びで充たされる一方、
他方では広がる黒雲に脅かされ
ただじっと憂えるしかない

そして飛び交う蝶が音もなく
視界からすっかり消え去ったことに気付けば
其の瞬間に遠くで百雷が一時に落ちるかの音に
急に速まる自分達の歩調

正しく一切が
慌しい速度で
勢い真夏へと向かっている

* ヤマキチョウとヒメアカタテハ

原題: Stimmung
aus „Kostbare Augenblicke“

Inhalt

Der Waldgang	7
Frühlingsblumen	10
Blattaustrieb	18
Rehe und Wald	26
Das Hirschgeweih	33
Rot	42
Waldbrand, Sturmwurf und Kahlschlag	49
Gefahr durch fremde Arten?	57
Wirkliche Gefahren	65
Der Wald gibt – gibt er wirklich?	72
Bunte Früchte	79
Vogelkonzert	83
Hirsch- und andere Käfer	89
Ohne Pilze kein Wald	94
Herbstfarben	103
Die Borke – die Haut der Bäume	109
Frost und Schnee	116
Zitronenfalter	127
Nachgedanken	133
Widmung	135
Zum Weiterlesen empfohlen	136

Kurz glühte der Sommer

Die Rapsfelder
verschlangen der Sonnenfülle
Licht und Farben
und jene Kraft, die goldwert ist.
Ihre Frucht ist Öl,
Bescherung in jedem Tropfen,
Gemälde,
unendlich

儚く燃える夏

菜種畑が
太陽に呑み込まれんばかりだ
其の光、色、そしてその精力は
黄金に等しい
其の実の油、
一滴一滴の恵み
広大に展示される絵画よ

原題: Kurz glühte der Sommer

Der Waldgang

Wälder bedecken in Mitteleuropa rund ein Drittel der Landfläche. Nach der offenen Flur sind sie der größte Lebensraum. Vom direkten Wirken des Menschen sind sie am wenigsten betroffen. Deshalb halten wir Wälder für „naturnah“, auch wenn es sich um Forste, gepflanzten Wald also, handelt.

Im Wald begegnen wir einer anderen Welt; einer Umwelt, in der wir nur zu Gast sein können. Klein fühlen wir uns unter der Größe der Bäume und unsicher vielleicht, weil wir nicht mehr den gewohnten Überblick behalten. Mitunter fällt uns auf, wie jung die Bäume noch sind, wenn wir uns bereits alt geworden fühlen. Ein ganzes Jahrzehnt bedeutet für sie nicht mehr als ein Jahr für uns. Größere Tiere, wie Hirsch, Reh oder Wildschwein, sind auch nur Gäste in den Wäldern. Selten bekommen wir sie zu Gesicht. Wälder, so scheint es, bestehen eigentlich nur aus Bäumen. Insekten und Vögel leben von ihnen. Anderes Leben wird darin vielleicht geduldet, nicht aber benötigt. Gerade der Mensch hat in Wäldern nicht so richtig Platz und wo er sich breit macht, verliert der Wald seinen Charakter. Er wird zur „Waldstadt“, zum Park oder zum „Waldfriedhof“. Benutzt der Mensch den Wald für seine letzten Ruhestätten, stört er am wenigstens. Ansonsten „dringt er ein in die Wälder“, zerstört sie oder funktioniert sie um zur Holzplantage. Doch je stärker er sie verändert und ihrer ursprünglichen Natur beraubt hat, desto mehr schätzt der Mensch die Wälder. Romantisch verklärt werden sie zum Mythos, während die Wirklichkeit der Wälder oftmals höchst ernüchternd ausfällt. Weil sie längst nicht mehr das sind, was sie einmal gewesen waren oder in unserer Vorstellung sein sollten. Was sind sie aber „wirklich“? Was geht in ihnen vor und warum verstehen wir die Waldnatur so wenig?

Einige Einblicke, die dieses Buch vermitteln möchte, sollen die Natur des Waldes näher bringen und Wälder in ihrer Verschiedenartigkeit sowie mit einigen ihrer Besonderheiten zeigen. Die „Einblicke“ greifen Ein-



Bergfichtenforst, gepflanzt und ziemlich gleichaltrig aufgewachsen

Gebirgswald mit kleiner Lichtung im Tal (Bayerische Alpen)



drücke von Waldspaziergängen auf. Sie beziehen sich auf das Sichtbare, auf das Erlebbare. Wer noch staunen kann über die Vielfältigkeit der Natur, wird Anregungen finden und daraus neue Erlebnisse schöpfen. Eindrucksvolle Erlebnisse setzen ausreichende Kenntnisse voraus. Erst dann kann das Geschaute gesehen und das Erlebte empfunden werden. Darin steckt die schöpferische Kraft des Erlebens. Mit jedem Mal, mit jedem Eindruck und mit jeder Erfahrung verstärkt sich die Fähigkeit zum Erleben und zum Staunen. Man mag dies als geheimnisvolle Kraft des Waldes deuten. Doch es steckt viel Umfassenderes dahinter, nämlich unsere zutiefst menschliche Erlebnisfähigkeit. Sie erzeugt jene Spannung, die aus dem Staunen Wissen macht und das Wissen zu Kenntnis und Verständnis reifen lässt. Die Ruhe, die Wälder ausstrahlen, kommt diesen Vorgängen in uns zugute – und deswegen schätzen auch so viele Menschen den Gang in den Wald als Weg zur Besinnung.

Miki Sakamoto & Josef H. Reichholf

Verse des Frühlings

Im machtvollen Sonnenaufgang
fliegt umher ein Meisenpaar
Wie amüsiert
tanzen die Schneeflocken hernieder,
Verse des Frühlings erklingen

春の詩

勢い明ける朝に
飛び交う四十雀
いとも楽しく
舞い踊る粉雪に
響く春の詩

原題: Verse des Frühlings
aus „Kostbare Augenblicke“

Frühlingsblumen

Wir haben uns daran gewöhnt, dass das neue Jahr am 1. Januar beginnt – „mitten im Winter“. So war und ist das aber nicht immer und überall. Das chinesische Neujahr fängt passender an, nämlich dann, wenn sich die ersten Vorboten des Frühlings regen. Unsere Monateinteilung erinnert noch daran, dass früher auch bei uns eine andere Monatszählung üblich gewesen ist: Ab September, dem 7. Monat, zählen wir bis Dezember, den 10. Monat, auf die alte (lateinische) Weise. In der Natur beginnt das Jahr im April. Es „apert“. Der neue Jahresreigen wird eröffnet. Selbst wenn dieser Monat noch späten Schneefall und Frost bringen sollte und den Bauernregeln gemäß „nicht weiß, was er will“, so fängt nun doch, allen Wetterkapriolen zum Trotz, der Frühling an.

Die Natur „weiß“ das anscheinend, denn ihr Drängen und Werden lässt sich nicht allzu sehr beeinflussen von widrigem wie auch von besonders schönem Frühlingswetter. Sie hat sich vorbereitet und sie „bricht“ aus Knospen und treibt aus Wurzeln, erwacht aus Ruhe- und Schlafzuständen, die über den Winter hinweggeholfen hatten und beschert das, was wir mit dem Frühling zu verbinden pflegen: überschwängliches Blühen.

Manche Menschen meinen es kaum erwarten zu können, bis die Frühlingsblumen kommen. Das erste Veilchen, die ersten Schlüsselblumen, die „Himmelsschlüssel“ zum Lenz, oder die über noch braunem Laub, das vom Winter her den Boden bedeckt, im Frühlingswind schaukelnden weißen Buschwindröschen und Gelben Windröschen nehmen sie als Zeichen, dass es nun doch – endlich – so weit ist.

Früher noch, viel zu früh mitunter, machen die Schneeglöckchen den Anfang. Ein zu mild verlaufender Winter kann sie schon Ende Januar/Anfang Februar hervorlocken. Nur anhaltende Fröste und höherer Schnee halten sie bis in den März zurück, aber im winterkalten Mitteleuropa sind sie fast immer die ersten Frühlingsblumen. Tatsächlich lässt



*Frühlingsknotenblume im Auwald (links)
Ausbreitung von Schneeglöckchen zum Licht
(Dammweg, oben)
Massenbestand im lichten Auwald (unten)*



*Vergraster
Waldboden,
der keine
Frühlingsblüher
mehr durchlässt*

sich für jede Gegend so etwas wie ein „Blüh-Kalender“ aufstellen. Im nördlichen Alpenvorland fängt, wie vielerorts, das Blühen in Weiß an:

Schneeglöckchen und kurz darauf auch die Frühlingsknotenblumen, mancherorts Märzenbecher genannt, „läuten“ mit ihren glöckchenartigen Blüten die Blumenparade ein. Blau folgt mit Blausternchen und Leberblümchen sowie den Blüten des Immergrüns. Es gibt Auen und lichte Laubwälder, in denen diese Frühlingsblumen den Boden noch so dicht bedecken, dass weithin blaue „Teppiche“ zustande kommen. Inzwischen haben aber auch verschiedene Büsche und Bäume auszutreiben begonnen. Dem Licht, das den Waldboden erreicht, mindert das austreibende neue Grün die Leuchtkraft. Jetzt, im Übergang zur sich schließenden Belaubung der Baumkronen und der Büsche, schlägt Anfang bis Mitte April das Blühen auf ein strahlendes Gelb um. Die Zeit von Gelben Windröschen, Goldsternen und Schlüsselblumen ist gekommen. Im hochstämmigen, lichten Wald reihen sich hier auch noch die uns weiß erscheinenden Blütensternchen der Buschwindröschen ein. Für Bienen und andere Insekten, die Blüten besuchen, wirkt aber weniger dieses Weiß als die „Leitbahnen“ und Saftmale, die ultraviolettes Licht zurückstrahlen. Unsichtbar für unsere Augen befinden sie sich als „Wegemarken“ auf den Blütenblättern. Sie leiten die Insekten auf die richtige Bahn zu den Blüten. Wenn sich das Laubdach geschlossen hat, wird gezielte Lenkung immer wichtiger, denn nun fallen die Blumen bei weitem nicht mehr so auf wie vorher.

Schließlich geht die letzte Garnitur von Blüten dazu über, von auffälligen Farben abzuweichen und auf verführerische Düfte und Gerüche zu setzen. Die „grünen“ Blüten des Aronstabs locken damit die Insekten in eine Falle, der sie erst dann wieder entkommen, wenn sie die Bestäubung erfolgreich vollzogen haben. Auch bei den Blüten an Büschen und Bäumen überwiegen nun die Gerüche; etwa wenn Ende April/Anfang Mai schwerer Duft überquellender Blüten von Taubenkirschen durch die Aue zieht.

Es kommt bei diesem Geschehen im Frühjahr nicht auf die Blüte allein an, sondern auch auf die Umgebung, in der sie sich entfalten wird. Im winterkahlen Wald fallen nach der Schneeschmelze die weißen Blüten am besten auf. Danach wird kräftiges, gleichsam den Frühlingshimmel spiegelndes Blau am wirkungsvollsten. Und wenn genügend Grün aufgekommen ist, gibt das Blühen mit strahlendem Gelb den Kontrast dazu. Rot tritt selten auf und bleibt unter den Frühlingsblumen in den Wäldern unbedeutend. Diese Farbe passt besser ins sonnendurchflutete, früh-sommerliche und sommerliche Offenland.

Rote Tulpen sind Züchtungen für die Gärten; im Frühlingswald würden

sie viel zu wenig auffallen und die Bienen oder andere Insekten, die Blüten nacheinander besuchen, nicht zur so genannten Blüten-Stetigkeit gewinnen können. Doch das Aufsuchen von Blüten der gleichen Art ist notwendig, damit der richtige Pollen zur rechten Zeit auf andere Blüten derselben Art übertragen wird.

Wir können die Bedeutung des Hintergrundes auch den Sommer über an Teichen und Kleingewässern beobachten. Dort blühen die Wasserpflanzen nur in Weiß und Gelb, wenn sich ihre Blüten auf oder knapp über dem Wasserspiegel entfalten und dieser nicht zu sehr von grünen Schwimmblättern bedeckt ist. Blau kommt auf dem Wasser kaum vor, weil sich der Himmel bei Schönwetter, wenn die Insekten fliegen, blau darauf spiegelt und Rot ebenfalls, weil es auf der Wasseroberfläche im Wesentlichen schwarz wirken würde. Die Wasserschwertlilie blüht leuchtend gelb am Rand der Gewässer, die blaue Sibirische Iris (Schwertlilie) hingegen wächst natürlicher Weise auf sumpfigem Gelände und nicht direkt am Wasser.

So können wir dem „Blühaspekt“ etwas sehr Wichtiges entnehmen: Das Licht spielt eine sehr große Rolle! Wie groß sie wirklich ist, müssen wir als enttäuschende, traurig stimmende Entwicklung unserer Zeit hinnehmen. Denn wer darauf geachtet hat, wird unweigerlich zu der Schlussfolgerung kommen, dass es immer weniger Frühlingsblumen in unseren Wäldern gibt. Wo „früher“, vor einem Viertel- oder halben Jahrhundert, der Waldboden ein Meer von Blüten gewesen war, lassen sich jetzt nur noch vereinzelt welche finden. Kleine Gruppen von Frühlingsblumen findet man am ehesten dort, wo sie „früher“ vielleicht gepflückt worden wären. An den Waldrändern nämlich!

Ganz besonders betroffen sind die Auwälder von dieser Entwicklung – und am meisten jene, die „unter Naturschutz gestellt“ worden sind, um ihre Blütenpracht zu erhalten. So etwa an Salzach und Inn, wo sich stellenweise Schneeglöckchen und Frühlingsknotenblumen zu vielen Millionen ausgebreitet hatten. Auf jedem Quadratmeter konnte man zwischen 100 und 200 Blüten oder noch mehr von diesen ansonsten so seltenen Zwiebelpflanzen zählen – und das in geschlossenen Beständen über Flächen von mehreren Hektar Größe. Auch Blausterne gab es dort in ähnlichen Mengen; die Goldsterne, Gelben Windröschen und die anderen Arten von Frühlingsblumen waren nicht gezählt worden.

Früher, vor 30 und mehr Jahren pflückten die Besucher dicke „Handsträuße“ von Frühlingsblumen. Das gab Anlass zu der Befürchtung, die Schneeglöckchen und die Frühlingsknotenblumen würden darunter leiden und seltener werden. Pflückverbote und Überwachung, insbesondere an den besuchsträchtigen Wochenenden im Frühjahr brachten tat-

sächlich Besserung: Die Bestände nahmen in den Bereichen der Aue nahe an den Straßen und Wegen stark zu. Nach ein paar Jahren waren sie dort genau so dicht geworden wie in den abgelegenen, wegefernen Teilen. Ein großer, ein höchst erfreulicher Erfolg des Schutzes!

Doch die Freude währte nicht lange. Es kam ganz anders und das höchst unerwartet: Während nämlich nahe den Wegen und Straßen Jahr um Jahr reichlich Schneeglöckchen und Frühlingsknotenblumen blühten, nahmen ihre Bestände im Waldesinnern dramatisch ab. Die Verhältnisse drehten sich geradezu um. Früher gab es „innen“ das unüberschaubare Blütenmeer. Davon verblieben nur noch Streifen in den Randbereichen. Und zwar ausgerechnet dort, wo früher gepflückt worden war oder wo auch einmal Blüten zertreten wurden, weil sie zu nahe an den Wegen herausgekommen waren. An den Schneeglöckchen und an den Frühlingsknotenblumen selbst konnte der Rückgang nicht gelegen haben. Denn während im Auwald ihre Hauptvorkommen auf weniger als ein Viertel der Mengen von früher schrumpften, breiteten sie sich erfolgreich in neue Gebiete aus. Sie „wanderten“ auf die Dämme, die den Auwald vom Fluss abgrenzen, und die Schneeglöckchen schafften es auch, hinüber zu den neuen Auen auf den Halbinseln innerhalb des Stausees zu kommen. Die Ausbreitung besorgen Ameisen. Sie tragen die Samen dieser Pflanzen fort, weil daran Anhängsel, von den Botanikern Elaiosomen genannt, einen sehr verlockenden Leckerbissen darstellen. Von sechs Ameisenfüßchen getragen „erkletterten“ so die Schneeglöckchen in wenigen Jahren mehrere Meter hohe Dämme. Die Frühlingsknotenblumen folgten ihnen. Aber solche Fähigkeiten konnten nicht darüber hinweg trösten, was im Hauptbereich der Vorkommen geschah und nicht nur die Schneeglöckchen, sondern die ganze Fülle der Frühlingsblumen betroffen hatte und verarmen ließ.

Am Auwaldboden hatte sich im Laufe der Jahre eine immer dichtere Schicht von Streu, Astwerk und dürrem Laub aus den Vorjahren angesammelt. Wie eine zunächst lockere, sich aber zunehmend verfilzende Matte deckt diese Schicht nun den eigentlichen Boden ab, in dem die Zwiebeln und die Wurzelstöcke der Frühlingsblumen ruhen – und auf das Licht im Frühjahr warten! Diese sich vergrößernde und verdichtende Abfallschicht nimmt Licht, zuviel Licht. Sie verhindert, dass rechtzeitig so wie früher und in der richtigen Reihenfolge die zum Blühen bereiten Frühlingsblumen „erwachen“ und hervorkommen. Je dichter dieser Filz wird, desto weniger Blüten gibt es. Am Boden zersetzt sich das Material

langsamer als es von oben erneuert wird. Auf diese Weise scheint sich die Natur des Auwaldes selbst ihrer Blütenpracht zu berauben.

Wie konnte so etwas zustande kommen? Es gibt zwei Hauptursachen und beide gehen vom Menschen aus. Erstens hatten die Anwohner der Auwälder jahrhundertlang im Spätherbst und Winter die Streu aus den Wäldern geholt, wenn diese trocken genug geworden war. Einstreu war sie fürs Vieh und in den Zeiten des Mangels für die Bauern eine wertvolle Naturgabe. Wie auch das Brennholz, das man winters aus den Wäldern geholt hatte. Besonders die wüchsigen Auen wurden deswegen weithin als „Niederwälder“ bewirtschaftet. Man holzte einzelne Parzellen im Turnus von etwa 20 Jahren ab, um Brennholz zu bekommen und um in der Zwischenzeit daraus reichlich Streu und Reisig ernten zu können. Das schuf immer wieder Licht für die im Boden aufs Frühjahr wartenden Pflanzen und bewahrte die Wälder davor, sich zu geschlossenen Hochwäldern weiter zu entwickeln.

Der zweite Grund war, dass im Spätwinter und Vorfrühling keine Hochwässer mehr die Alpenflüsse herunter kamen, wenn die Schneeschmelze plötzlich einsetzte. Hochwasserdämme hielten sie zurück und die Stauseen schalteten die Fluten vollends aus. Die meisten Hartholzauen, die besonders reich an Frühlingsblumen sind, wurden so der erneuernden Wirkung der Hochwässer entzogen. Deren ausräumende Wirkung war früher wahrlich gewaltig gewesen! Im Auwald hatte sie stets ziemlich genau das verursacht, was die Bauern und Anwohner mit der Streu- und Brennholznutzung Jahrhunderte lang machten, nämlich den Auwald am Boden immer wieder frei zu halten vom alten oder zu dicht gewordenen Bewuchs. So lange sie das machten, blieben die Auen Paradiese der Frühlingsblumen.

Als die herkömmliche Nutzung aber eingestellt wurde und auch die Hochwässer ihre ausräumende Wirkung nicht mehr entfalten konnten, wuchs in den Auen jener undurchdringliche Filz am Boden heran, der heute darin weithin das Blühen im Frühling unterdrückt. Die Auwälder sind jedoch kein Ausnahmefall. Ähnliche Entwicklungen kamen als Folge der Einstellung früherer Nutzungen auch in licht gebliebenen Kiefernwäldern zutage, wie etwa am Rand der Isar südlich von München. Da blühen die prächtigen Stängellosen Enziane im Frühling und die lilafarbenen Deutschen Enziane im Herbst fast nur noch dort in größerer Zahl, wo der Bade- und Erholungsbetrieb - sehr zum Missfallen des Naturschutzes - ein dichtes Netzwerk von Trampelpfaden im Wald ange-

legt hat und diesen einigermaßen „offen“ hält. Überall sonst wächst der Boden im Wald zu und die herrliche Frühlingsflora wird unterdrückt.

Es reicht nicht und nützt den betroffenen Pflanzen wenig, von uns so geschätzt zu sein, dass sie „unter Schutz“ gestellt wurden, wenn das bedeutet, dass sie unter der wuchernden Pflanzendecke verkommen müssen. Die Wirksamkeit von Bestimmungen des Artenschutzes oder auch von Pflegemaßnahmen muss immer wieder neu in geeigneten Zeitabständen überprüft werden, sonst kommt womöglich das Gegenteil des Angestrebten heraus. Um des Prinzips willen sollte der Schutz nicht aufrechterhalten werden. Manch „kleiner Verlust“ an Blumenfreunde oder auch an Kinder und Jugendliche, die noch nicht Bescheid wissen, aber denen die Blumen gefallen, kann ein großer Gewinn sein, wenn er dazu beiträgt, ungünstigere Entwicklungen zu verhindern. Die Freude an der Natur ist weit wichtiger als ein Schutz, dessen Sinn nicht nachvollzogen werden kann. Weil er nichts nützt oder gar schadet.

Das Schwinden der Frühlingsblumen sollte uns wie ein stummes Signal nachdenklich stimmen; nachdenklich auch darüber, dass die früheren Hochwässer nicht nur Schäden anrichteten, sondern neue Schönheit hervorbrachten als sie noch durch die Auen fließen durften. Ein Erblühen der Frühlingsblumen in der Obhut von Gärten ist für die Auen und ihre einst so wild-schöne Natur kein rechter Ersatz.

Schneeglantz

Blütenteppiche
ausgebreitet in kahlem Bestand
noch schlafende Bäume

Zartblaue Spitzen
weiße Kelchmünder
darin flüstert

kühl der Vorfrühlingswind
vom Kommen,
vom Werden.

Narcissus poeticus

Im lichten Heideschatten
wiegt sich die Narzisse
mit geneigter Blüte
in der Morgensonne
fern aller Eitelkeit

Leis hebt an
ihr Zauberwort
und klingt:
,poeticus'
(doch Narziss!)

Entzücken strahlt
aus diesen Klängen
über frühjahrsdürre Heide
und findet das Echo
im Schatten der Kiefern

Zu Schönheit und Glück
verwandelt Empfinden
natürliche Schlichtheit
im Namen des Dichters
Narcissus poeticus

(* Variation aus „Kostbare Augenblicke“)

Blattaustrieb

Das zarte Grün des Frühlings, das mit Macht aus den Knospen hervorbricht, bezaubert uns auf ähnliche, vielleicht sogar noch eindrucksvollere Weise als die bunten Farben des Herbstes. Erneuerung signalisiert es nach der erzwungenen Ruhepause des Winters; Lebenskraft und den Aufstieg zum Höhepunkt des Jahres. Die Knospen scheinen regelrecht auf den Tag gewartet zu haben, an dem sie aufgehen und das junge Grün entfalten können. Hell und frisch leuchtet es in der Sonne. Selbst an trüben Tagen ist es weithin sichtbar. Zur Natur des Frühlings gehört für uns das plötzliche Ergrünen. Selbstverständlich ist das so und hat auch so zu sein – meinen wir. Doch die Wälder der Tropen kennen dieses massenhaft kommende junge Grün nicht. Neue Blätter und frische Triebe sehen sogar ganz anders aus: bräunlichrot, eher schlaff und mit verdorrendem Laubwerk zu verwechseln. Dabei könnten doch in der Dauerwärme und –feuchte die Bäume umso frischer ergrünen – meinen wir. Und irren erneut, denn hinter beiden steckt eine Überlebensstrategie der Bäume, die zwar grundsätzlich gleich ausgerichtet ist, aber den unterschiedlichen Bedingungen von Tropen ohne Winter oder unseren Wäldern mit ausgeprägten Jahreszeiten entsprechen muss. Frisches Grün stellt eine begehrte Nahrung dar. Futter, das „einlädt“, aber gleichzeitig nicht allzu stark genutzt werden darf, sonst würden das die Pflanzen nicht vertragen. Sie stecken in der Klemme: Ausgewachsenes Blattwerk kann sich der hungrigen Mäuler mit Gift- und Schutzstoffen erwehren. Viele Blätter sind für die große Mehrzahl der an pflanzlicher Nahrung interessierten Tiere schlicht und einfach giftig. Nicht so die ganz jungen. In ihnen müssen die besonderen Abwehrstoffe erst gebildet werden. Sie sind auch bei weitem nicht so zäh und hart wie die alten und daher für schwache Kiefer kleiner Raupen oder Käferlarven besser geeignet. Im tropischen Regenwald verbirgt sich das junge Grün unter der Tarnkappe des scheinbar schon Verdorrten. Bis die Blätter groß und hart genug geworden sind, verstecken sie sich unter „falscher Farbe“.

Dann erst sehen sie satt (dunkel)grün aus; das zarte Hellgrün suchen wir in den Regenwäldern der Tropen zumeist vergeblich. Umso gewaltiger bricht es bei uns im Frühling hervor. Die meisten Nutzer können den Massenausbruch an jungem Grün gar nicht so schnell bewältigen, wie er kommt. Dazu haben die Bäume meistens einen in seiner Unzuverlässigkeit verlässlichen Helfer. Das ist die Witterung. Sie schädigt zwar in manchen Jahren die Bäume, wenn Spätfröste die neuen Triebe töten, aber noch viel stärker beeinträchtigen die Kapriolen des Frühlingsetters die Waldinsekten. Der Wald, die Bäume, sie profitieren meistens von „schlechter Witterung“. Und sie haben vielfältige Formen entwickelt, einem zu starkem Befressenwerden zu entgehen.

So blühen manche Arten von Bäumen schon, bevor sie ihre Blätter treiben. Spitz- und Bergahorn machen das zum Beispiel so. In hellem Gelbgrün schaukeln die Blütenbüschel an ihren Zweigen im Frühlingwind. Viel früher waren schon die Haselnussstauden und die Erlen „aufgeblüht“, doch ihre gut bekannten, hängenden „Kätzchen“ will man nicht so recht zu den Blüten rechnen, weil sie keine leuchtenden Blütenblätter präsentieren. Die weiblichen Blüten sind zudem ziemlich unscheinbar. Man muss sie suchen, wenn man sie finden möchte. In der Regel blühen die „Windblüher“ vor dem Austrieb der neuen Blätter oder zumindest recht frühzeitig, ehe sich das Laubwerk schließt, während solche, die von Insekten oder anderen Tieren bestäubt werden, zuwarten, bis deren Zeit gekommen ist.

Die meisten Bäume und Sträucher treiben aber zuerst die Blätter ehe sie blühen. Das ist nicht unbedingt gut so oder gar besser. Denn aufgehende Knospen und zarte junge Blätter betrachten viele Tiere als willkommene und sehr bekömmliche Nahrung. Augenfällig zeigt sich dies, wenn wir im Frühling Rehe am Waldrand beobachten, wie sie Knospe um Knospe abzupfen und die jungen Blättchen offenbar genussvoll verspeisen. Schon im Spätwinter, wenn in Büschen und Bäumen der Saft zu steigen angefangen hat, suchen sich die Rehe mit Vorliebe die prall gewordenen Knospen – und verbeißen damit die Jungbäume! Wo Rehe häufig sind, klappt das dann mit der so genannten Naturverjüngung nicht mehr. Der Jungwuchs muss eingezäunt werden, sonst kommt er nicht hoch. Oder falls doch, in so verkrüppelter Form, dass die Bäume, die daraus entstehen sollten, später nicht mehr viel wert sind.

Was verleitet sie aber eigentlich zu diesem Tun, das Förster und Waldbesitzer so wenig schätzen, dass es seit Jahrzehnten heftigen Streit um die Größe der Wildbestände gibt. Diese sind, zumal beim „Schalenwild“, wie die Rehe und Hirsche genannt werden, in den Wäldern des Tieflandes und der mittleren Höhenlagen sowie bei den Gämsen der Hochla-